

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 77.

Freitag, 31. März.

1916.

(B. Fortsetzung.)

Um Ehre und Leben.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Paul Bliz.

Die Nacht begann. Eine qualvolle ruheloſe Nacht für die drei Menschen.

Kurt lag in ſeinem Zimmer halb entkleidet auf dem Ruhebett und ſtarre verzweiflungsvoll in die grün-berhängte Lampe.

Er war wie zerſchlagen. Der Verluſt des Vaters ging ihm näher, als er gezeigt hatte. Er verlor ſeinen beſten Freund und Vater in ihm. Dann aber packte ihn auch die Angſt um ſeine Zukunft. Was ſollte nun bloß aus ihm werden!? Er zermartete ſich das Hirn, aber er fand keine Antwort. Ratlos und hilflos lag er da, wie ein wahrloſes Opfer all der auf ihn einſtürmenden Gedanken, und erſt gegen Morgen ſank er in einen unruhigen, traumſchweren Schlaf.

Die Herrin des Hauſes hatte ſich, nachdem ſie einen langen und ſchweren Nervenanfall überſtanden, mit Hilfe der Tochter auch zur Ruhe begeben, und nun lag ſie, von der großen Schwäche übermannt, in unruhigem Halbſchlummer, der durch fortwährendes leiſes Stöhnen unterbrochen wurde.

Lucie ſaß an ihrem Lager und wachte über ſie. Auch ſie fand keinen Schlaf. Mit großen, erſteten und beſümmerten Augen blickte ſie hinaus in die mond-
hellere Sommernacht.

Ein Stück Vergangenheit zog an ihren grübelnden Gedanken vorbei.

Ihre Kindheit erſtand vor ihr. Sie ſah ſich und den ein Jahr jüngeren Bruder als fröhliche von Elternliebe verzogene und verhätschelte Kinder herumſpielen. Sie ſah, wie jeder Wunsch ihnen erfüllt wurde, wie ſie ſpielend und tändelnd groß wurden, immer verwöhnt und verhätschelt durch Vater und Mutter. Es war eine ſonnige und wonnige Kindheit geweſen. Aber später, als ſie dann ins Leben trat und die Erfahrung machte, daß da draußen ſich nicht alle Wünſche erfüllten, daß die Welt eigentlich doch ganz anders war, als man es ſie gelehrt hatte, da war ſie erſt und nachdenklich geworden und ſah ein, daß ſie von neuem anfangen mußte, zu lernen, wenn ſie die Welt und ihr Tun verſtehen wollte.

Der liebe, gute Papa. Ja, gut war er geweſen, viel zu gut. Immer hatte er ſich von ſeinem Herzen leiten laſſen. Unverſieglich war ſein goldedchter Optimismus geweſen. Und ſo war es auch gekommen, daß er das Opfer ſeiner Gutmütigkeit geworden war.

Eins nur begriff ſie nicht: daß er hatte zum Verbrecher werden können. Nein, das faßte ſie nicht, denn ſo etwas hatte ſie ihm nie zugetraut.

Sie die Tochter eines Verbrechers. Bei dem Gedanken krampfte ſich ihr das Herz zuſammen. Wie ſollte ſie es denn jetzt maagen, den anderen Leuten ins Geſicht zu ſehen!? Sie, die gewohnt war, mit erhobenem Haupt durchs Leben zu gehen.

Ach, ſie war aufs tieffte empört über des Vaters Tat, die ihre ganze Zukunft zerſtört hatte. Sie groſste ihm, daß er das hatte tun können.

Und je länger ſie darüber nachdachte, deſto ergrimmt wurde ſie. Eine heiße Wut ſeimte auf in ihr

und loderte empor zu jähem Haß. — Er hatte unerhört gehandelt; denn er hatte ihr ganzes Lebensglück mit einem Schläge vernichtet!

Seine Tat raubte ihr das Höchſte, das Beſte, das in ihr lebte, ſie nahm ihr die Hoffnung auf den Geliebten! Denn wie durfte er, der Edelmann, ſein Leben feſſeln an die Tochter eines Verbrechers! — Mit wilder Flamme loderte der heilige Haß empor. Und in dieſem Augenblick, da ſie ihr junges Lebensglück zertreten am Boden liegen ſah, in dieſem Augenblick fluchte ſie der feigen Schwäche, die der Quell alles Unglücks war.

Ja, die elende erbärmliche Schwäche hatte all den Jammer herbeigeführt und ſo ſehr ſie ihre Eltern immer geliebt und verehrt hatte, in dieſem Moment war ihr Horn ſo groß, daß ſie dem Andenken ihres Vaters keine Sympathie mehr darbrachte, daß ſie ihn anklagte und ihn erbarmungslos verurteilte.

Alles, alles Große und Gute in ihr hatte er vernichtet durch ſeine gemeine Tat!

Jetzt ſank auch ſie zuſammen, getroffen und niedergedrückt durch den Schmerz um alles das, was ſie nun für immer verloren hatte.

Aber nur ein paar Minuten währte das. Dann richtete ſie ſich wieder auf und jetzt war alles Weiße und Klagende aus ihr verſchwunden.

Nein, nicht anklagen, nicht verurteilen wollte ſie! Das kam ihr nicht zu! Wachte ein höherer Richter den Verirrten zur Verantwortung ziehen!

Für ſie gab es jetzt eine wichtigere Miſſion zu erfüllen. Sie hatte erkannt, daß man nicht ſchwach ſein durfte, wenn man weiter wollte in dieſer Welt; und nun wollte ſie zeigen, daß ſie Kraft in ſich fühlte, mit ſtar-
kem Arm den Strom zu teilen, die Wogen zu bändigen, die jetzt drohten, ſie und die Ihrigen zu verſchlängen. Der ſchwachen Mutter und dem ebenſo weichen und ſchwachen Bruder wollte ſie nun ein Halt und eine Stütze zu werden verſuchen. Das war jetzt ihr Ziel.

Und als dieſer Wille in ihr reif wurde, da ſchwand auch das letzte bißchen Weichheit und Sentimentalität aus ihr, da wuchs ihre Energie empor und wurde zur eifer-
nen unbeugſamen Kraft, die das Böſe und ſeine Stimme nicht mehr fürchtete.

Und der nächſte Tag brach an. Es war ein Tag voll Sonnenschein und Blumenduft und Tausende von Vögel ſangen dem Schöpfer Lob- und Jubellieder.

Aber für die Familie Braun wurde er ein Tag des Schreckens, der ſeine grauenerregenden Geſchehnisse allen drei Mitgliedern des Hauſes unauslöſlich einprägte.

Schon am frühen Morgen, als kaum die Räume des Hauſes geöffnet waren, kamen truppweiſe Leute an, die ihre Depots und Spareinlagen zurückerlangten.

Keiner von ihnen aber erreichte die Erfüllung ſeines Begehrens. Immer fand der alte Schmidt noch tröſtende Worte für alle, ſo daß ſie voreiſt beruhigt wieder abgingen.

Gegen Mittag aber, als das Gerücht über die Grenzen der Stadt hinausgegangen war, drängte ein neuer Insturm ins Bankhaus und als auch jetzt der alte Procurist immer nur wieder tröstend auf die Rückkehr des Chefs verwies, da brach all den Wartenden die Geduld und sie drohten mit Polizei und Gericht; einige ganz Wiltende versuchten sogar die Kasse zu stürmen.

Nur mit größter Ruhe und Kaltblütigkeit der Angestellten gelang es endlich, auch jetzt wieder den Anhang abzuwehren.

Raum aber hatten die letzten Männer das Lokal verlassen, da gab die Herrin des Hauses den Auftrag, das Geschäft zu schließen.

Dampf und dröhnend rollten die Thür- und Fenster-schlossen herunter und allen Angehörigen des Hauses war es, als flängen die letzten Erbschollen auf ein neugeschaukeltes Grab.

Noch in derselben Stunde wurde der Konkurs angemeldet. Und dann kam das Gericht und legte die Siegel vor alle Geschäftsräume.

Der Glanz und das Ansehen des alten Hauses M. S. Braun war verblühen und ausgelöscht.

Nun aber brach in der Stadt der Sturm los. Ein Tumult und Aufruhr, wie er in dem sonst so friedlichen Ort noch nie dagewesen war, tobte nun mit elementarer Behemung los.

Hunderter von Menschen, die um ihr fauer erworbenes Hab und Gut gekommen waren, stürmten nun auf das festverschlossene Haus ein, bombardierten es mit Steinen und Unrat und stießen wilde Verwünschungen aus gegen den verbrecherischen Inhaber und seine Angehörigen.

Je näher man dem Abend kam, desto drohender wurde die Haltung der Wiltenden, so daß Polizei und Militär einschreiten mußten, um Leben und Besitz der gefährdeten Angehörigen in Schutz zu nehmen. Erst als die Dunkelheit hereinbrach, und man das Nutzlose seines Treibens einsah, ging die Menge mit tobenden Beschimpfungen auseinander.

Der Tag des Schreckens war zu Ende.

Frau Luise Braun lag matt und schlief in ihrem Zimmer. Es war der grauenvollste Tag ihres Lebens gewesen.

Alles hatte sie mitanhören müssen, all die bösen Worte, all die wiltenden Verwünschungen. Und jeder Laut war ihr wie ein spitzer Pfeil ins Herz gegangen. Sie, die man mit ausgesuchter Höflichkeit bisher behandelt hatte, mußte sich nun alle diese Schmähungen gefallen lassen; das war zuviel für sie, und halb tot war sie umgesunken.

Nicht viel besser erging es Kurt, aber er wich nicht von der Seite der Mutter und war um sie bemüht, ihr den Lärm der Straße fernzuhalten.

Nur Lucie war standhaft. Sie ertrug alles mit eiserner Geduld. Und sie war es denn auch gewesen, die dem alten Schmidt — mit Wissen der Mutter — von dem letzten Brief des Vaters Mitteilung gemacht und so die Anmeldung des Konkurses beschleunigt hatte.

Jetzt war das Schicksal der Familie besiegelt.

So viele Freunde das gastfreie Haus sonst gehabt hatte, niemand kam mehr zu den Unglücklichen. Und diese selbst ließen sich vor niemand sehen, weder auf der Straße noch an den Fenstern der Wohnung.

Kurt, der sofort seinen Abschied beim Regiment eingereicht hatte, bestand anfangs darauf, daß man so schnell als möglich den Ort verlassen sollte. Lucie setzte es durch, daß man tapfer aushalte, bis alles entschieden und geregelt sein würde.

So blieb man also im Ort und führte weiter ein Leben, das Einsiedlern gleich, von allen gemieden und geschmäht.

Als der Konkursverwalter den Effektenbestand aufnahm und Papiere über das Privatvermögen der Herrin des Hauses fand, begab er sich zu den Angehörigen und teilte ihnen mit, daß diese Summe nicht mit in die Konkursmasse zu geben brauche.

(Fortsetzung folgt.)

== Lesefrucht. ==

Und wenn das Herz hundert Tore hätte, wie Theben, so lässt die Freude herein zu allen hundert Toren.
Weber.

Meine Butternot im Jahre 1874.

Von Charitas Bischoff.

I.

Wer spricht jetzt nicht von Butter, Käse, Fett? Sogar in die Briefe schleichen sich diese viel erörterten Nahrungsmittel. Vor einigen Tagen erhielt ich einen Brief aus Sachsen folgenden Inhalts:

Toppichädel, d. 15. 2. 16.

Meine liebe Tante!

Wie ich höre, ist bei Euch im Norden noch gar keine Butternot, da darf ich wohl mit einer Bitte zu Dir kommen: Du würdest mich zu großem Dank verpflichten, wenn Du mir sobald wie möglich ein Postpaket von Gurer so sehr gewürzten Butter schiden möchtest. Wenn es nun auch nicht ganz 10 Pfund werden, so schadet das nichts, es liegt mir aber daran, daß Du sie mir recht bald schickst. Der Preis spielt gar keine Rolle, wir wissen, daß es jetzt überall teuer ist, zumal was irgendwie mit Fett zusammenhängt. Du sollst aber doch wissen, warum ich meinen Notizrei so weit hinaus erschallen lasse.

Denke nur, wir erwarten schon morgen meinen Feldgrauen, der auf einige Zeit auf Urlaub kommt. Du bist selbst Mutter und kannst mir nachfühlen, wie herzlich gern ich ihm die kurze Zeit recht behaglich gestalten möchte, da meine ich nun; es gehört ein bißchen Butter aufs Brot! Verzeih, daß ich Dir die Mühe mache, aber hier ist so schwer Butter zu bekommen! Hoffentlich gibst Du mir bald Gelegenheit, Dir einen Gegendienst zu erweisen. Im voraus dankt Dir von Herzen
Deine treue Anna.

Butter will viel. Gerade Butter, die wir selbst nicht bekommen. Aber — der Feldgrau! Versucht muß es werden. Meine Tochter, mein gefälliges Morgenmädchen und ich selbst, wir alle drei begeben uns auf die Butterfuche. Im Verlauf mehrerer Tage gelingt es uns durch große Ausdauer, Geduld und mit List vier winzige Päckchen, also im ganzen ein Pfund Butter, zusammenzuschlagen. Ich schicke sie eiligst ab und bedauere, daß die Sendung so kläglich ausfällt — aber!

Und nun kommt mir die Erinnerung, daß ich vor langen Jahren schon einmal nachts nicht schlafen konnte, weil ich in großer Butternot war. Wir waren vor kurzem in unser nord-schleswigisches Pastorat gezogen. Wie ein verirrtes Kind fühlte ich mich in den neuen Verhältnissen. Sehnsuchtsvoll irrten meine suchenden Blicke über die unermessliche weite Ebene, in der verstreut die Höfe der Bauern lagen, die zur Gemeinde gehörten. „Kein Laut der aufgereperten Zeit drang noch in diese Einsamkeit!“ So dachte ich seufzend. Nicht einmal die Sprache verstand ich. Würde ich je hineinwachsen in die fremdartigen Aufgaben, die hier vor uns lagen?

Da trat mein Mann zu mir und sagte: „Komm herein, wir müssen überlegen, was es für uns am Buttertage zu tun gibt, und wie wir mit der Butter zurecht kommen.“

Auf dem Schreibtisch im Studierzimmer lagen allerlei bengelte Papiere. „Sieh mal“, sagte mein Mann, „hier habe ich die Protokolle über unsere Einnahme. Die nächste, die uns bevorsteht, ist die Butterlieferung, die Woche danach kommt die Milchlieferung.“

„So?“ sagte ich verständnislos und sah meinen Mann erwartungsvoll an. Er nahm eins der Papiere, legte es vor mich hin und sagte ernst: „Ich sehe, der Buttertage muß schon nächste Woche angefeht werden. Da tust am besten und sprichst mal mit den Pächtersleuten, was es an dem Tage für dich zu tun gibt. Alle Bauersfrauen aus dem ganzen Kirchspiel werden uns an dem Tage ihre Butter bringen.“

„Wie viel mag das sein?“

„Das sind genau 300 Pfund.“

„Wa — as!“ rief ich erschrocken, „dreihundert — neunzig, Was sollen wir mit all der vielen Butter! Die können wir doch unmöglich alle allein aufessen! Da käme ja über ein Pfund auf den Tag! Jetzt bei der Hitze! Die wird ja ranzig.“

„Deshalb sage ich ja, du mußt dich mal mit den Bäckersleuten beraten.“

„Ach“, sagte ich seufzend, „tu du das doch. Du weißt, wie schwer mir das Dänisch sprechen wird.“

„Wie unverständlich du bist! Nimm doch jede Gelegenheit zum Sprechen wahr. Wenn du dich immer darum herumblüdest, kannst du in 10 Jahren noch nicht sprechen. Denk doch nicht, daß du gleich richtig sprechen mußt. Es schadet ja nichts, wenn du Fehler machst. Doch nur durch Übung kannst du's lernen. Frag auch nur gleich, was das mit der Milchlieferung ist, die von den vier Dörfern auch alle an einem Tage hierher geliefert wird?“

„So viel Milch an einem Tage? Was sollen wir denn damit?“

„Du mußt Käse daraus machen.“

„Käse?“

„Ja, 80 Pfund sollen dabei herauskommen.“

„Kommt denn auch das nötige Brot dazu? Sonst müssen wir uns ja die viele Butter auf den Käse streichen.“

Mein Mann warf wieder „Wid in die Papiere und sagte: „Brot, Eier und Vieh. In sind abgelöst, aber im Herbst kommt noch eine Korn- und Strohlieferung.“

„Stroh?!“

„Das brauchen wir sehr, um unter Dach in Ordnung zu halten.“

„Bist du denn nicht überwältigt von so viel Butter und Käse?“

„Na, erst mal haben. Jünglinge werden doch auch wohl wir damit zurecht kommen. Unsere Vorgänger sind doch auch damit fertig geworden.“

Bei der Bäckersfrau hörte ich, daß ich viel und vielerlei Kuchen backen müsse; ferner sei Kaffee zu brönnen und Juter zu schlagen. Die Gäste kämen, wie es ihnen passe. Die letzten drei Jahre sei ja kein Pastor hier gewesen, da sei alles in die Nachbargemeinde gekommen. Die letzten Pastoren seien beide aus Kopenhagen gewesen, reizende Leute! — so munter und vergnügt. Es hätte den Bauersfrauen so gut gefallen, daß sie erst ganz spät bei Mondchein nach Hause gegangen seien; sie hätten warmes Abendbrot bekommen und stundenlang getanzt.

Ob ich wohl alles richtig verstanden habe? Getanzt — warmes Abendbrot — erst bei Mondchein nach Hause. Ach, die Butter! Würde das mit der Milch die Woche danach ebenso werden?

Nein, bei der Milch war es anders; da kamen die Dienstmädchen aus dem Kirchdorf, auf die übrigen Dörfer würde ich mit meinem Mädchen gehen und auf irgend einem beliebigen Hof, wo ich vorher Bescheid sagen müsse, die Milch in Empfang nehmen. Die Mädchen seien bald bewirtet, ein Glas Met und ein Stück Kuchen genüge. Der Einfachheit halber wurde gleich an Ort und Stelle der Käse gemacht. Das würde schöner Käse, denn das sei Vollmilch, die geliefert würde.

„Aber“, sagte ich verlegen, „ich könne doch keinen Käse machen.“

„Die Bauersfrau, bei der Sie gerade sind, die hilft Ihnen. Abgesehen“, fügte sie kalt und überlegen hinzu, „es ist doch keine Kunst, Käse zu machen. Das habe ich gekonnt, als ich 12 Jahre alt war. Nehmen Sie nur alles mit, was dazu gehört.“

„Ja, gewiß. Was gehört denn dazu?“

Wieder das spöttische, überlegene Lächeln. „Nun, Sie besorgen sich ein Fläschchen Kälberlab, Salz und Kümmel, nehmen eine Flasche Met und Kuchen mit.“

Sorgenvoll kam ich bei meinem Mann an. „Ich übernehme nicht die Verantwortung, daß ich alles richtig verstanden habe, aber so hat sie gesagt“, und ich erzählte.

„Es ist für uns nicht maßgebend, wie der dänische Pastor es gemacht hat. Kaffee und Kuchen lasse ich gelten, aber getanzt wird nicht. Bewirte und unterhalte sie so gut wie du kannst, das genügt.“

Das genügt! Ja, gerade das Unterhalten! Mit den paar Sägen!

Lange konnte ich nicht einschlafen. Die 800 Pfund Butter und die viele Milch machten mir große Sorgen. Ich hatte einmal ein Märchen gelesen von einem Topf, der von selbst drei kochte, er kochte, bis man das Zauberwort aussprach, das ihm Halt gebot. Endlich schlief ich ein, mir träumte, ich besäße den selbstkochenden Topf, der kochte und kochte, aber statt drei war es schöne, gelbe Butter. Und es wurde immer mehr

Butter, ich ersticke darin, denn ich hatte das Zauberwort vergessen, das dem Topf Halt gebot.

„Warum stöhnst du denn so? Was fehlt dir denn?“ fragte mein Mann.

„Ach, die Butter! Das Wort!“ murmelte ich schlaftrunken.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Wir Barbaren! Von Herrt Kürth (Wiesbaden), 8. Jt. im Felde. (Zens. N.) Es ist in meinem Quartier . . . Gott sei Dank, daß man jetzt wieder mal unter Menschen ist, man schläft in einem Bett, man ist mit Messer und Gabel, kurz und gut, man fühlt sich wieder als Mensch. Meine Quartierleute sind nett zu mir, aber man merkt, daß es eine gezwungene Höflichkeit ist, die Herr, Frau und Töchterchen zutage legen. Und so etwas widert mich an. Man bietet mir eine Schale Kaffee mit Keks an — ich danke und lehne auch Zigaretten ab, die mir der Herr anbietet. Man findet mich taktlos — na, ja es ist doch auch ein „Boche“, dem man erst noch Kultur beibringen muß. Bismarck böse lassen mich die Herrschaften allein. Endlich allein! Ich sehe mich im Zimmer um, da, Donnerwetter, war ich denn blind, da steht ja ein Klavier! Ein wirkliches Piano! Das ist aber fein! Meine Gefühle, ich kann sie nicht beschreiben, was ich in diesem Augenblick empfand! 6 Monate keine Takte mehr gesehen und nun ein Klavier. Ich öffne den Deckel und dann spiele ich, spiele alles das, was sich 6 lange Monate in mir barg . . . Daneben auf dem Regal stehen die Werke unserer Meister, Schumann, Beethoven, Wagner. Unwillkürlich denk' ich an die „Barbaren“. Auf einmal geht die Tür auf und . . . die Tochter des Hauses steht auf der Schwelle. Ich bin im ersten Augenblick verwirrt, sie hier, bei einem „Boche“? Da plappert sie auch schon: „Ach, wie Sie spielen! Bitte, ist es vielleicht erlaubt, hierzukommen?“, ich bejahte, aber die Lust zum Spielen war mir vergangen. Wir unterhalten uns. Die Unterhaltung nimmt allerdings nur einen langsamen Fortgang. Meine französischen Kenntnisse — 6jährige Praxis auf der Penne — erlauben es leider nicht, perfekt zu sprechen. Wir unterhalten uns von der Kunst und so langsam aber sicher kommt der junge hübsche Badfisch doch zu der Einsicht, daß „les Prussiens“ doch keine Wilden sind, denn sie meint: „Wenn Ihre deutschen Kameraden all so sind wie Sie, dann ist Ihr Volk sicherlich der Grande Nation gleichzustellen. Aber ich verstehe unsere großen Zeitungen nicht, die doch immer Reue erbringen bezüglich der deutschen Gewalttaten. Oder glauben Sie, daß Frankreichs größte Zeitungen häufig sind, zu lügen?“ Ich lächelte, vielleicht etwas sehr boshaft, die junge Dame merkt es, ist böse und verläßt wortlos das Zimmer . . . Ihre Gedanken sind, und doch gehört er zu den Barbaren, denn Anstand, mit Damen umzugehen, hat er nicht . . . Am Abend sitzen wir, Papa, Mama, Töchterchen und ich gemütlich beim Tee. Am Tage vorher bekam ich von der Heimat 8 große und kleine Liebespakete. Ich packte nun aus: 2 große Bernbelawürste, 1 Pfund feinste Butter, Märgchen, Schokolade und anderes mehr. Mit ihren Blicken verfolgten sie alles. Die Deutschen haben ja zwei Jahre keine Butter mehr gesehen und Fleisch? Ja, vielleicht mal ein Stück vom Pferde! Ich hab' meine Freude, die Herrschaften essen zu sehen. Und wie ich nun mit der Frage herandrücke, ob denn wir wirklich Barbaren sind, läßt mich das Mädel auf die Waden und schwört hoch und heilig, die Deutschen seien die besten Menschen auf der Welt . . . Das mit den Würsten hat geholfen. Die Familie sieht in mir keinen Feind mehr, sondern einen Freund, den man schon Jahr und Tag kennt. Sie sind jetzt die Liebenswürdigkeit selber zu mir und wirklich böse sind die Herrschaften — besonders der kleine hübsche Badfisch, wenn ich mich ihnen nicht jeden Tag für einige Stunden widme . . . Die Franzosen, es sind doch verrückte Heringe! Erst können sie einem vergiften, bloß weil man zu den „Boches“, zu den „Barbaren“ gehört. Doch lernen die Leute uns wirklich kennen und sehen sie, daß wir auch Gefühl und Herz für unsere Mitmenschen haben — gleich kippen sie um und fallen einem regelrecht um den Hals und ich glaube, wenn wir — hoffentlich recht bald — fern von Frankreichs Boden sind, dann erzählen sie ihren Meinungen — wie die Römer Hannibal ante portas . . . des Barbare dans notre pays.

Frankreichs Schrei nach dem Gemüse. Wie sehr die Franzosen, die mit Hülfe ihres englischen Bundesgenossen Deutschland mit Leichtigkeit auszuheizen gedachten, unter der Feuerung und dem Lebensmittelmangel im eigenen Lande leiden, geht aus dem folgenden Appell hervor, den Louis Forest im „*Matin*“ erscheinen läßt: *Kanonen! Munition!* — so rufen wir ständig um das Ende der Deutschen herbeizuführen. Doch es gibt einen anderen dringenderen Schrei, der sich uns aufdrängt, der Schrei nach Rüben, Spinat, Erbsen, Kohl und Kartoffeln! Denn bevor wir daran denken, die Deutschen auszutüten, müssen wir uns damit beschäftigen, uns Franzosen am Leben zu erhalten. Man spricht von Höchstpreisen, Beschlagnahme, beruft sich auf die Beispiele der Geschichte, auf Erfahrung und Gott weiß, was sonst noch. Doch all das sind nur Scheinmittel; nach kurzer Zeit wird das Leben noch teurer, noch schwieriger, noch unerfreulicher als es vorher war. Sicherlich werden wir, wenn wir in ganz Frankreich nur noch eine Wagenladung Gemüse besitzen werden, ein Gesetz über den Anbau und Verkauf von Gemüsen erhalten. Aber es bezweifelt wohl niemand, daß es dann ein wenig zu spät sein wird. Wir haben ja das freie Meer, wird man entgegnen. Allerdings. Aber das Meer besteht nicht aus Rüben, Kohl und Spinat. Und was nützt das Meer, wenn man nicht die erforderliche Anzahl von Schiffen besitzt? Darum gilt es, eiligst an Erbsen zu denken. Wenn nicht jedes Schulkind im Anbau von Gemüsen unterrichtet wird, wenn man nicht schleunigst und gründlichsten Wandel zu schaffen vermag, muß der ewige Ruf nach Kanonen und Munition sich als zwecklos oder zumindest unzureichend erweisen. Rüben! Kohl! Spinat! — das ist es, was wir am dringendsten gebrauchen.“

Anton v. Werner als Stubenmaler. Aus dem Nachlaß Anton v. Werners läßt Emil v. Werner im neuesten Heft der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden „*Deutschen Revue*“ ein reizvolles Kapitel der noch unveröffentlichten „*Jugend Erinnerungen*“ des Meisters erscheinen, in dem er seine Lehrjahre als Stubenmaler schildert. Der erste Lehrmeister des späteren Akademie Direktors war ein geschätzter Schmetterlingskünstler und Gitarrespieler, der aber von der edlen Farbenkunst nicht viel verstand. „Meine erste Aufgabe in meinem neuen Berufe war, den niedrigen Staketenzaun eines kleinen Gartens, der, hinter dem Theatergebäude gelegen, dem Privatgebrauch des Direktors Weibel diente, mit grüner Elsterbe zu bemalen und mit weißen Köpfen zu verzieren.“ Der Meister führte den 14jährigen Anaben besonders in die Schriftmalerei und die Herstellung von Firmenschildern ein. „Auch mit den Geheimnissen der im Lackierkasten behandelten Gegenstände wurde ich bekannt gemacht und habe u. a. manches Duzend Schnapsflaschen mit ein paar Rosen und einem Spritzblein in Gold gemalt und dem Ofen zum feinen Schmelz anvertraut.“ Da es aber bei diesem Lehrer nur wenig zu lernen gab, trat Werner bei dem langjährigen Gehüfen des Meisters, der sich selbständig machte, als Bekehrer ein. „Da er sein junges Geschäft möglichst schnell in die Höhe bringen wollte, so lernte ich bei ihm auch allerlei nicht gerade schöne Geschäftstriks kennen, z. B. daß man beim Anstrich von Türen und Fenstern statt mit gutem Bleiweiß mit schlechter Schleimkreide in Öl grundiert; auch benutzte er mich, obgleich ich Volontär war, als Arbeitsmann und Lastträger. Ich mußte schwere Leitern und Körbe mit Korben und Forbweimer auf die Arbeit schleppen, und da ich klein und schwächlich war, so legten sich zuletzt fremde Leute, die mich auf der Straße sahen, ins Mittel und machten meinen Vater auf die Deutscheschinderlei aufmerksam. Dieser aber antwortete: „Der Junge muß alles lernen, mir ist auch kein Bedienter nachgelaufen.“ und zu mir: „Arbeit schändet nicht, wenn du auch oblig bist und deine Vorfahren Offiziere und vornehme Leute waren.“ Werner war einem Deutscheschinder in die Hände gefallen, der ihn auch zum Weltweibbeizeln, einem sehr gesundheitsgefährlichen Geschäft, benutzte. So ging er denn zu einem dritten Lehrmeister, und zwar zu dem trefflichen E. Agencoth, der ein großes Stubenmalergeschäft leitete. Der Bekehrer wurde zwar hier seines obligen Namens wegen viel genannt, kam aber mit den Gehüfen in die Umgegend von Frankfurt, wo ihn die frische Landluft und die gute Bauernkost sehr kräftigte. Auch lernte er viel von dem Meister, der eine große Liebe zur Kunst besaß. Nun wurde er in alle Arten der Stubenmalerei Kunst und Technik eingeführt, wie Striche ziehen, „Wie aus der Pistole geschossen“, Marmor- und Holzmalen mit Essig- und Wachsfarbe, Ornamentzeichnen, Schablonenschneiden und Pausenstechen, Veretten oder Zusammenfügen aller Arten Firnisse usw.“ Während der arbeitslosen Winterzeit widmete sich der Meister auf seine Art der höheren Kunst. „Er und der erste Obergehilfe kopierten in seinem kleinen Arbeitszimmer Landschaften in Öl nach Ed. Hildebrand,

Holgers u. a. oder malten Ornamente nach Vorbildern und nach Gips, und ich durfte nun auch mitmalen.“ Agencoth war auch ein sehr geschickter Ornamentzeichner, und eine reiche Sammlung von Ornamentwerken, für die er viel Geld ausgab, war ihm dabei zur Hand. „Aus diesen Werken habe ich meine Kenntnis der Architektur und Ornamentik geschöpft, besonders aus den genialen Federzeichnungen von Julien (Paris) und aus Heydeloffs „*Gotik*“, die ich eifrig durchpaukte und dadurch nicht nur eine umfassende Kenntnis des Stiles, sondern zugleich eine leichte und geschickte Hand gewann — ein Verfahren, das ich nur bestens empfehlen kann. Hier dienten diese Studien noch einem ganz praktischen Zweck, da ich bald, nachdem ich mit allen Grundlagen und Handgriffen des Handwerks vertraut war, vom Meister vorwiegend mit dem Zeichnen, Entwerfen und Übertragen von Ornamenten zu Decken- und Wanddecorationen beschäftigt wurde.“ Der Frühling brachte dann wieder fröhliche Arbeit auf dem Lande, und nun konnte der junge Berner sich auch schon selbständig betätigen. Sein erster künstlerischer Auftrag war ein Ladenschild nach den genauen Angaben eines Dorfjägers, „auf dem ein Bäckersbrot dem Beschauer entgegengestürzt kommt, dem aus seinem umgestülpten Korbe Brote, Semmeln und andere Backwaren nach allen Seiten entfallen, mit der Unterschrift: „*Juvate, juvate, aliter cadet!*“ Seine Hauptfreude aber hatte der junge Bekehrer, als er bei der Arbeit in der Kirche von Kalau beschäftigt wurde, wo der alte Hochaltar und die Kanzel, beide im Zopfstil, frisch verguldet und aufgemalt werden sollten. „Während meine Kollegen anstrichen und verguldeten, führte ich den künstlerischen Teil unserer Aufgabe aus und setzte die Himmelfahrt Christi auf dem Hochaltar und die Erschaffung der Welt, den Sündenfall und andere Darstellungen aus der Bibel, die als Reliefs die Füllungen der Kanzel schmückten, frisch in Farbe. Und wie! Gewiß ganz modern für damals, da mir das bloße Bemalen der Gesichter, Gewänder und Hintergründe mit schlichten Lackfarben durchaus nicht genügte. Was für einen Paradiesgarten habe ich da z. B. hingezaubert!“

Die Heirats-epidemie der amerikanischen Bühnenkünstlerinnen. Eine ebenso unterhaltende wie lehrreiche Untersuchung der Heiratsverhältnisse in den Kreisen der amerikanischen Bühnenkünstlerinnen findet sich im „*Journal des Débats*“. Da Amerika das Land der zahlreichsten Eheschließungen ist und zugleich die Heimat der jugendlichsten Ehen, ist es nicht zu verwundern, daß die Heiratsstatistik der Bühnenwältlichkeit in Amerika so hoch stehen, daß die Theater sich nicht allzu lange ihrer Kräfte erfreuen können und immer häufiger gezwungen werden, sich nach geeigneter Ersatz umzusehen. Wie der amerikanische Impresario Bigseld im Rückblick auf seine langjährige Tätigkeit ausführt, sind die Heiratsansichten der Schauspielerinnen fortwährend im Steigen begriffen. Er selbst hat auf seinen Berufsreisen der Hochzeit von nicht weniger als 1440 Schauspielerinnen beigewohnt. Die Choristinnen üben ihre Tätigkeit meist nur zwei Jahre lang aus. Nach dieser Zeit sind sie — wenigstens die hübschen — fast immer schon unter die Haube gebracht. Die Solistinnen heiraten noch schneller, die Zeit ist um so kürzer, je größer die Berühmtheit der betreffenden Künstlerinnen ist. Zwar stehen die auf der Bühne notwendigen Talente mit der Vergabung, einen Ehemann glücklich zu machen, in keinem direkten Zusammenhang; aber die Fittlichkeit der Männer ist stärker als ihre Logik, ganz besonders im Reiche der Reklame. Die besten Heiratsaussichten haben die Schauspielerinnen, die sich einer jugendlichen und möglichst schlanken Gestalt erfreuen. Neigung zur Hülle ist oft ein schwer zu beseitigendes Hindernis. Als das beste Alter wird das zwischen 17 und 20 Jahren bezeichnet. Schauspielerinnen von 30 Jahren finden viel seltener einen Mann, vierzigjährige nur in Ausnahmefällen. Das Alter von 21 Jahren soll zehnmal so viel Aussichten haben wie das von 25. Was die Größe betrifft, so ist Mittelgröße am begehrtesten. Nach Ansicht und Beobachtung des Impresarios sind 50 Kilogramm bis 55 Kilogramm genau das gewünschte Gewicht. Über Farbe der Augen sind die Meinungen verschieden. Dagegen schwärmen 4 unter 10 Männern für Schauspielerinnen mit gerader Nase. Ganz besonders aber zieht man die Schönheit der Zähne in Betracht. Die naiven Schauspielerinnen erhalten den Vorzug. Tragödiinnen dagegen heiraten meist alte ausländische Prinzen und russische Fürsten. Die Choristinnen heiraten niemals Leute vom Theater. Dafür ziehen die Choristen es wieder vor, überhaupt ledig zu bleiben. In den letzten Jahren ist die Zahl der amerikanischen Bühnenehen nach Ansicht des Impresarios beinahe gestiegen, daß man gegenwärtig von einem Rekord auf diesem Gebiete sprechen kann.